

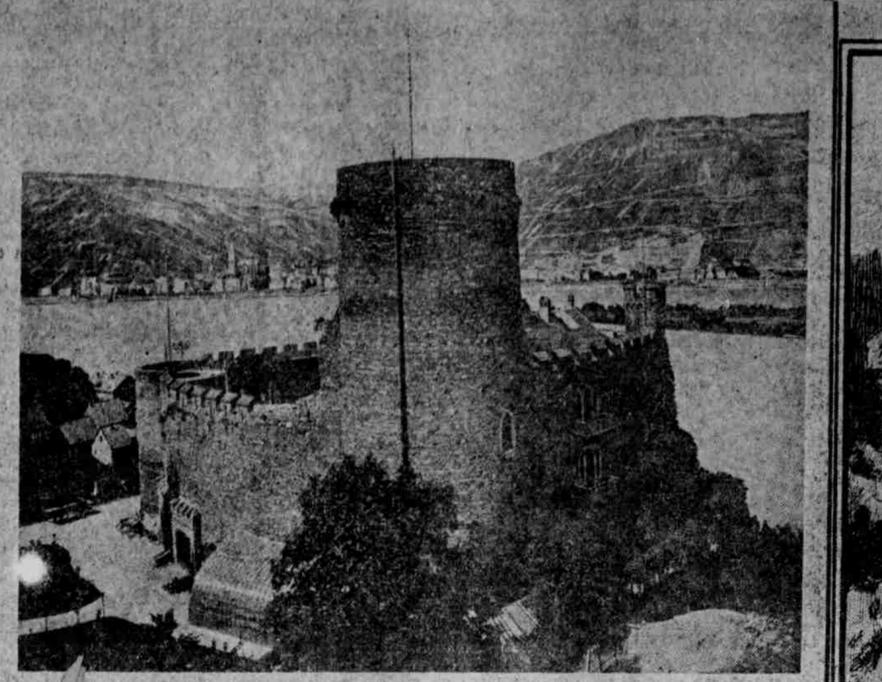
Bilder aus dem sagenumwobenen Rheinlande.



DER BLINDE SCHÜTZ



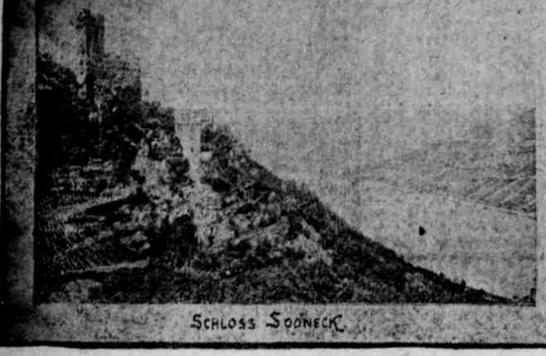
FALLENBURG



LORENZBURG UND LORCH



DER RITTER VON LORCH



SCHLOSS SOONECK

Bemooste Ruinen.

Mit kommen nun auf unserer Rheinreise zu jenen bemoohten malerischen Ruinen, die dem Strome seinen eigenartig herrlichen Charakter verliehen. Der Blick des Reisenden hängt lieblich an diesen Trümmern, die alle ihre eigene Geschichte haben — eine Geschichte, die oft wild und blutig ist, denn diese schwerverwundenen Burgen waren vor Jahrhunderten meist nichts anderes als die festen, festeren Eide der Raubritter. Ahmannshausen und Burg Rheinlein liegen hinter uns; die lange Häuserreihe des Ortes Trechtlingshausen, überragt von den Ruinen der Falkenburg, einer der Raubburgen, die der rheinische Städtebund zerstören ließ, gleitet vorüber. Der Ruf dieser Burg war vor Zeiten kein guter. Die schlimmsten Raubritter trieben hier ihr Unwesen. Im Jahre 1252 hob zuerst der rheinische Städtebund dieses Nest aus. Wenige Jahre nachher war die Burg bereits wieder neu aufgebaut und das Raubrittergeschloß der adeligen Burgherren wieder hergestellt. Da nahm sich Kaiser Rudolf von Habsburg der betrübten Kaufleute und Schiffer an. Im Jahre 1282 erließen er mit einer ansehnlichen Heeresmacht in Mainz. Es wurde alsbald bekannt, daß der Kaiser geschworen habe, die Häuser, wo er Stände fe auch sein möchten, aufzuhäufen zu lassen wie räubige Hunde.

Ein einflussreicher Angehöriger der rüberischen Herren der Falkenburg, der Marschall von Walded, bog sich nach Mainz, um den Kaiser von seinem Feldzug gegen die Raubburgen abzubringen. Aber Rudolf blieb standhaft. „Gehmt nicht den Weg der Gerechtigkeit, so sprach er; laßt die Räuber ihren verdienten Lohn empfangen; denn Ritter sind es nicht, die mehr die lasterhaftesten Diebe und Räuber, welche gewaltsam die Armen niederbrücken, den Landfrieden brechen und die heiligen Rechte des Reiches mit Füßen treten. Hört auf, Ihr, die Ihr Ehre sein wollt, bei mir für die Diebe zu bitten, die wären sie auch Grafen oder Herzöge, so wahr ich Richter bin, der Todesstrafe nicht entgehen sollen, die sie verdient haben.“

Und der Kaiser waltete seines Rächereamtes. Die Falkenburg wurde erobert, gebrochen, den Flammen übergeben, und an der Stelle des vortretenden Ufers, wo die Siegesritter die willkürlichen ihrer Greuel geübt, wurden sie rücksichtslos aufgehängt an die Wälle der alten Burgen und Eiden, unter denen sie so oft ihren Opfern ausgelauert. Aus den Ruinen erhob sich unter dem Kurfürsten Ludwig von der Pfalz eine neue Burg, die 400 Jahre später von den Franzosen zerstört wurde.

Dann folgt, über dem Eingang einer engen Bergschlucht, der schlanke Thurm der prächtigen Burg Sooneck empor. Auch sie erlitt durch Hirsstengunst aus ihren Trümmern. Der „Prinz von Preußen“, der spätere Kaiser Wilhelm I., erwarb sie zusammen mit seinem Bruder Prinz

Karl von Preußen und ließ sie von 1834 ab neu herstellen. Ihr erster Erbauer war der Erzbischof Willigis von Mainz, der zu Anfang des ersten Jahrhunderts lebte. Aber später wurde sie, gleich der Falkenburg, ein Räubereck, und König Rudolf von Habsburg ließ sie zerstören. Neu erstand sie aus ihrem Schutt, bis spätere Zeiten sie wieder zerstörten. Daß die Burg Sooneck auch in unserer Zeit in neuer Pracht hergestellt wurde, verdankt sie der prächtigen Aussicht, die sie darbietet. „Geortigt erhebt sich von den Jinnen der Burg aus in ruhiger Majestät der Spiegel des Stromes, grüne Inseln spiegeln sich in seinem Bette, und die üppigen Weingelände von Lorch und Trechtlingshausen scheinen sich auf den Stromarmen fortsetzen zu wollen. Wild flaren über den Weinbergen, die rechts den ebenen Bodenhalter liefern, die Felsklippen empor, ein Bergpfad durchzieht die finstere Schlucht der Burg zu Füßen; er führt auf des Sooneckes wildreiche Höhen, wo der Eber noch den Boden aufwühlt und der Hirsch mit den gewaltigen Stangen den Buchenwald durchstößt.“

Mit der Burg Sooneck ist die Sage vom „Blinden Schützen“ verknüpft, die der Rheinländer Wolfgang Müller zu einem Liebesroman verarbeitet hat:

Red raget Sooneck oben; dein recht ein Ritterkreuz,
Es trinken, singen, loben, sie prahlen wir
und heß;
Wer wohl beim Schießen, Schlagen, beim
Reiten im Turnei,
Wer wohl als Schütz beim Jagen der
beste Ritter sei.

Da laut der Burgherr trunken: „Ihr Herrn, ich seh' kein Heil
In euerm eiten Brunten; ich weiß den
bessern Pfeil.“
Auf vielen hundert Stunden war er der
Jäger Schied:
Ich hab' ihn überwunden, den Schütz von
Hirsstenged.
Und bis er einsetzt, rührt er nicht
Schwert und Speiß,
Er schmachtet mir geliebten im tiefsten
Burgverließ.
Doch maget nur, ihr Stolzen, ich weite
hoch und tief,
Der Blinde schiesset den Bösen ins auf-
geschickte Ziel.“

Da schallt ein wildes Schreien, ein Klats-
schen Hand in Hand,
Bis zwischen zwei und zweien der Preis
der Wette stand.
Dann gibt der Herr ein Zeichen: die
Diener sehen's saum,
So holen sie den Weidmann aus düstern
Kerkerraum.
Er tritt zum weißen Kreise, ein wunder-
bares Bild,
In einfach edler Weise, in Schönheit jung
und mild.
Umstarrt von Kettenringen, beraubt der
Augen Schein,
Will ihn der Burgherr zwingen zum
Schuß; doch spricht er nein.
Und jener droht mit Zwange, mit Folter
und mit Tod,
Und auf des Blinden Wangen erglühst ein
leises Roth:
„Gott laß es mich erreichen, woflan, ich
mag's es schon!

Gebt für den Pfeil das Zeichen, woflan
ihre's Redt, den Ton.“
Und sich, zum Boden klingen ein Weser:
„Schieß' je kund!“
Der Burgherr spricht's, da dringet ein
Pfeil ihm in den Mund,
Durchbohrt das Hirt inmitten, ein Blut-
strom quillt herter,
Sein Leben ist geschnitten, er sinkt dahin,
der Thot.
Der Kreis der Ritter zittert und angstvoll
starrt ihr Bild;
Denn jeden hat erschallert das plötzliche
Geschick.
Nur Köpfen klingen wieder, der Blinde
horcht zu,
Er senkt die Armbrust nieder; nun hat der
Wüßrich Ruh.
Bis südlich von Lorch, das schmuck auf
dem rechten Ufer bald vor uns auftaucht,
während links das langgestreckte Dorf
Niederheimbach und die Heimbach grünen,
bauen sich die Thalwände aus Taunus-
quarzit auf. Es war ein mühsolles Werk,
das der Rheinstrom beim Einfügen in
dieses harte Gestein auszuführen hatte.
Noch hat er es nicht ganz vollendet, noch
louern überall Quarzriffe unter seinem
Wasserspiegel, die besonders bei niedrigem
Wasserspiegel die Schiffahrt sehr gefähr-
den. An vielen Stellen mußten, wie am
Binger Loch, umfangreiche Sprengungen
vorgenommen werden, um diese überhaupt
möglich zu machen. Auf der folgenden
Strecke, auf der der Rhein den hübschen
Schiefer zu durchschneiden hatte, war das
Werk wohl leichter. Aber manche harten

Felsbänke durchsetzen auch dort den Strom
und lassen ihn wild aufbrausen, so am
Wilden Gefäß bei Badgarrach, ferner bei
Caub, wo die Pfalz, eine kleine Burg, auf
einem Felsen mitten im Strom erbaut ist,
sowie besonders auf der Strecke zwischen
dem Kammered und der Loreley. Schon
gleich die Ruinen der hinter dem Städt-
chen Lorch aufragenden Burg Lorchlich
zeigen sich uns auf zudigem Schieferberge.
Ein schwarzer Felsgrat tritt aus dessen süd-
westlichem Abhange heraus, die Teufels-
leiter genannt. Ein Ritter von Lorch soll
einst an dieser Stelle hinaufgeritten sein,
um durch diese kühne That die Hand eines
Ehelfräuleins zu erringen.
Hinauf trotz Furcht und Jagen,
Hinauf, mein hartes Roth,
Dort oben bei grünen Auen
steht meines Liebsten Schloß.
Ich will in Wein dich haben,
Dich küssen mit goldnem Kamm,
Und ewig mit Brod der Gnaden
Dich füttern wie ein Lamm.
Drum immer ohne Jagen,
Wein treues Roth, hinauf;
Hast oft mich zur Schlacht getragon,
zu Kampf und Siegeslauf.
Ich soll mit mein Lieb gewinnen,
So sprach ihres Vaters Mund,
Und ich will mir mein Lieb gewinnen
Oder fügen in den Schlund.“
So ruft der kühne Reiter
Umstarrt von Tod und Grab.
Das Roth stürmt weiter und weiter,
Der Ritter schaut nicht hinab.
Er hört tief unten nun brausen
Die Wisper zum wilden Rhein,

Hört Sturm in der Höhe sausen
Und hängt wie ein Kar im Gestein,
Und wie zwei schwarze Flügel
Umflattert ihn sein Gewand,
Es flattert von Hügel zu Hügel,
Es wackelt von Wand zu Wand.
Da sieh! schon leuchten ihm Sterne,
Zwei Sterne wunderbar,
Und aus der duffigen Ferne
Weht gold'nes Vodenhaar.
Und hoch! jetzt tönen wieder,
Jetzt strahl's wie Himmelsglanz —
Dum Thurme beugt sich hernieder
Sein Lieb und hält den Kranz.
Ihr Vater ruft beglückend:
„Willkommen mein junger Held!
Du hast Dir die Braut errungen:
Dem Kühlen gehört die Welt.“
Lorch selbst ist ein sehr alter Ort.
Schon 844 wird er als Lorecha erwähnt.
Im Mittelalter wohnten daselbst viele
Abtbe, die, nach dem Wortlaut einer Ur-
kunde, ein Leben wie im Paradiese
führten. Auch heute hat Lorch noch
manche historisch interessante Gebäude.
Die aus dem dreizehnten bis fünfzehnten
Jahrhundert stammende Maximilianstraße,
die sich durch ihre herrliche Gelände aus-
zeichnet, enthält mehrere bemerkenswerthe
Grabdenkmäler, so das Denkmal des Rit-
ters Johann Hilgen von Lorch, eines
Waffengenosfen Siedingens, der in den
Kriegen gegen den König zu Frankreich in den Jah-
ren 1543 und 1544 oberster Weltmar-
schall war. Auch das fünfstöckige
Wohnhaus dieses Ritters wohnt in Lorch
noch gerügt.

„Theure Heimath, sei gegrüßt.“
Stimme von Annette Weis.
Es war schon so lange her, daß er fern
der Heimath war. In dem fremden Lande
hatte er angenehme Stellung und glän-
zende Bezahlung. Aber manchmal regte
sich heimlich in ihm ein Heimathsehnen,
leise schwang es sich auf in seinen Sin-
nen, Kopfe jart an sein Herz und vor
seinem geistigen Auge erschienen die Bilder
der Kindheit, der Jugend, das Elternhaus
mit seinem Fliederbaum, den Linden-
bäumen im Garten, und der Fluß, an
dessen Ufern er gespielt, trag glühend
seine Wellen davon, die rauschend an der
Brücke sich brachen. Er hörte der besorg-
ter Mutter Stimme, hörte sie rufen nach
den Kindern, wann der Abend kam. Sein
Herz klangte den Klängen! Die Burg-
ruine sah er, zwischen deren gebrochene
Mauern er mit den Wildern und Rame-
reden allerlei übermüthige Spiele ge-
trieben hatte, hinunter blühte er von ihrer
Höhe auf das allerschöne Städtlein, das
sich knäuelnd am Berg gruppierte, mit
seinen windeligen Gassen, seinen Giebel-
und Hochschwümpfen, sah die Wiesen
die zum Fluß hinabste, der in der Ferne

verschwand wie ein silbernes Band. O
wie schön, wie anmuthig, wie himmlungs-
voll war der Blick von der Berghöhe,
wenn der Abendsonnenchein auf den
Dächern lag und alles wie mit Gold über-
schüttete. Alles... alles, was einst ge-
wesen und nun längst vergangen war, ge-
wonn Gefühl und zeigte sich in seinen Ge-
danken. Als er geschieden war von Wa-
terhaus und Heimath, um in der Ferne
das Glück sich dienbar zu machen, hatte
er alle Sehnsucht und das Heimweh ab-
geschüttelt, niederzwingen wollen, aber bei-
des war mächtiger als sein Willen und
kam immer wieder und dann geschah es
Stätte der Heimath seine Bilde trübten
und heimlich fühlte er die Heimathseh-
sucht in sich, die mit Macht ihn bedrängte.
Wann es wohl sein würde, daß er die
Stätte der Kindheit wieder sah! Weit war
er fort und schwer schien ein Wiedersehen
möglich. Er war auch schon so lange
außer jeder Beziehung mit seinen Ange-
hörigen, die Eltern waren todt, und wenn
er gekommen wäre, so hätte er wohl ihre
Gräber aufsuchen können, aber sie selbst
waren ihm entrückt. Die Geschwister hat-
ten nur spärlich auf seine Briefe geant-
wortet, die er im Anfang, als er die neue
Welt betreten hatte und es ihm noch recht
mühselig gegangen war, an sie gelangen

sich. Da hatte er das Schreiben aufge-
lesen, hatte geschwiegen. Wogu auch
schreiben! Sie hatten wohl Angst, er
wolle sie in Anspruch nehmen. Darüber
konnten sie ruhig sein, dazu war er doch
zu stolz. Selbst wollte er sich alles ver-
danken, was er erreichte. Niemand zu
Dank verpflichtet sein als nur seiner eigen-
nen Kraft, seinen Fähigkeiten, seinem
Willen. Es war seiner zähen Energie
auch gelungen, sich durchzuringen und
einen Platz zu erkämpfen, auf den er stolz
sein konnte.
So sinnt stand an einem Sonntag
Nachmittag Philipp Herlan auf dem Bal-
con seiner Wohnung, die er in einem
Landhause inne hatte und sah hinaus in's
weite Land und wieder kamen die Ge-
danken an die Heimath über ihn und das
Heimathsehnen regte sich übermächtig und
ließ ihn nicht mehr los. Wann, o wann
würde er die Heimath wieder sehen, wann
würde er die Stätten aufsuchen können,
die sein Fuß beschritten hatte in lang-
vergessenen Tagen. Wo war die Zeit,
als er den Burgweg ging, im Fluß ge-
badet hatte, als sein Herz geschwellt war
vor Jugendlust und Freude. Wozel alles
vergangen, verjant, dahir, vorüber!
Und niemand war mehr in der Heimath,
der ihm ein lieb Gedanken widmete...

Er horchte plötzlich auf. Staunen
malte sich auf seinem Gesicht und weiter
hinaus trat er auf den Balkon und blickte
hinüber in den Rasenpark. Dort sah
auf den Treppentufen, die zu einer
Veranda führten, ein junges Weib und
sang, umgült von den Strahlen der un-
tergehenden Sonne, ein deutsches Lied,
ein Heimathlied, ein Heimwehlied, und
es klang ergreifend in des Mannes Ohren:
Sei gegrüßt in weiter Ferne, theure
Heimath, sei gegrüßt!
Lachend stand er und regte sich nicht,
um die Söngerin nicht zu vertreiben.
Soll's ein sehnsüchtiger Ausdruck lag
über dem jungen Gesicht und zitternd
klangen zuletzt die Töne aus: „Theure
Heimath, sei gegrüßt.“
Das war ein Weib, das gleich ihm an
Heimathsehnsucht krankte, das fern der
Heimath in einem fremden Lande leben
mußte und das nun einstmals hier sah und
ein Heimathlied sang. Aber sie wohl sein
mochte, wie lange sie schon hier weilte?
Das junge Weib stand auf, blickte nach
der Abendsonne, die fern am Horizont in
Glüheln wie ein feuriger Ball hing und
schritt dann langsam, ägernd nach der
Veranda hinauf und noch einmal klang
ihre Stimme in weiter Ferne... sei ge-
grüßt. Dann verschwand sie im Innern

des Hauses.
Der Ingenieur aber fühlte sich in sei-
nem Innern seltsam erregt durch das Hei-
mathlied und er konnte lange... lange
nicht zur Ruhe kommen, sich selbst wieder
finden. Wie ein Gruß aus fernem Jagen
war es gewesen, wie ein Gruß aus der
Heimath und so innig hatte sie es ge-
sungen, so anhänglich und ihm war so
eigen zu Muth, lang verfliegte Quellen
geheimer Wünsche regten sich und das
Lieb, der Klang der Stimme, die es ge-
sungen hatte, bedte weiter in seinem Ohr.
Immer wieder klang es an und erfüllte
seine Sinne. Welch ein liebliches Gefühl
hatte sie und das Haar hatte geklämt im
Abendseine wie mit Gold überhäutet, so
schön und feingeliebert war die Gestalt,
so jart und schmiegam. Den großen,
stättlichen Mann überkam eine wonnige
Erregung.
Ruh, er würde schon erfahren, wer sie
war, die er noch nie beachtet, ein Land-
mann hatte das Recht, sich zu erkundigen,
so weit fortgezogen war von daheim, so
fern von der Heimath. Und er sah und
sah, dachte vergangener Zeiten und
summite das Heimathlied vor sich hin, das
sehnsüchtige Lieb, das dem drängenden
Heimweh Ausdruck verlieh.

Durch vorforschiges Umfragen brachte er
in Erfahrung, daß die junge Frau des
neuen Besitzers der anstehenden Villa ein
Deutsche als Erzieherin für ihre beiden
Kinder von einer deutschen Agentur ange-
worden hatte, weil sie selbst eine Deutsch-
Americanerin war und in Deutschland im
Pensionat gewesen war. Kurz einschloß
suchte Herlan die Bekanntschaft des Nach-
barn zu machen, und es gelang ihm, Ein-
laß in sein Haus zu erhalten. Der deutsche
Ingenieur stand in gutem Ansehen, aber
es war auch bekannt, daß er dem Gesell-
schaftsleben abhold und eine Art Einsiedler
sei. Der Nachbar machte ihn mit seiner
Heimath bekannt und so ergab es sich fast
von selbst, daß er auch die Erzieherin
Elisabeth Schröder kennen lernte. Als sie
einmal zusammen auf der Veranda stan-
den, sagte er ihr, daß er sie habe singen
hören, ein Heimathlied und daß er ge-
lauert habe. Jretwegen sei er mit den
Nachbarn in Verkehr getreten, ihr entgegen
... und daß er so allein und einsam sei
im fremden Lande, den toletten Frauen
fern bleiben wolle. Er dachte immer an
ein liebes Weib, das ihm angehöre und
die seine sei und bleibe in Glück und
Weid. Und solche Heimathsehnsucht habe
er gefühlt immer, stets — und sie habe
ein Heimathlied gesungen, sein Herz habe

so festlich wonnig geschlagen beim Lau-
fen. Die gefalle ihm gut — nun er sie
kennen gelernt, sei sein Herz in wonnigster
Bewegung. Seine Stimme hatte zittern-
den Klang, taufend ergrieff er die Hand
des jungen Mädchens und dann fragte er,
ob ihr Herz noch frei sei und ob sie die
Seine werden wolle.
Elisabeth hatte ihm voll in die Augen
gesehen und mit leiser Stimme sagte sie,
sah füllend, daß auch sie einsam sei,
allein stehe in der Welt, im Leben. Freilich
hatte sie die Eltern verloren und war die
Bekanntschafft verloren. Der guten
Gesellschaftsallinist halber hatte sie der
Heimath Balet gesagt und war übers
Meer gekommen, weil in der Heimath
niemand sie zurück hielt. Ein eigenes
Heim — o das war schon lange ihr ge-
belmter Wunsch gewesen, einen Menschen
zu finden, dem sie zugehörig sein konnte
in Liebe, das, das war ihr Sehnen, ihr
geheim begehrt — und nun hatte ihr das
Schicksal Erfüllung ihres Sehnsens ge-
währt. Sie hatte ihn sehr, sehr gerne,
war ihm zugehörig und... aber weiter
konnte sie nicht sprechen, Philipp Herlan
hatte sie fest umschlungen und hielt sie an
seinem Herzen.
— Unsterblich zu sein lohnt nur, so
lange man lebt.